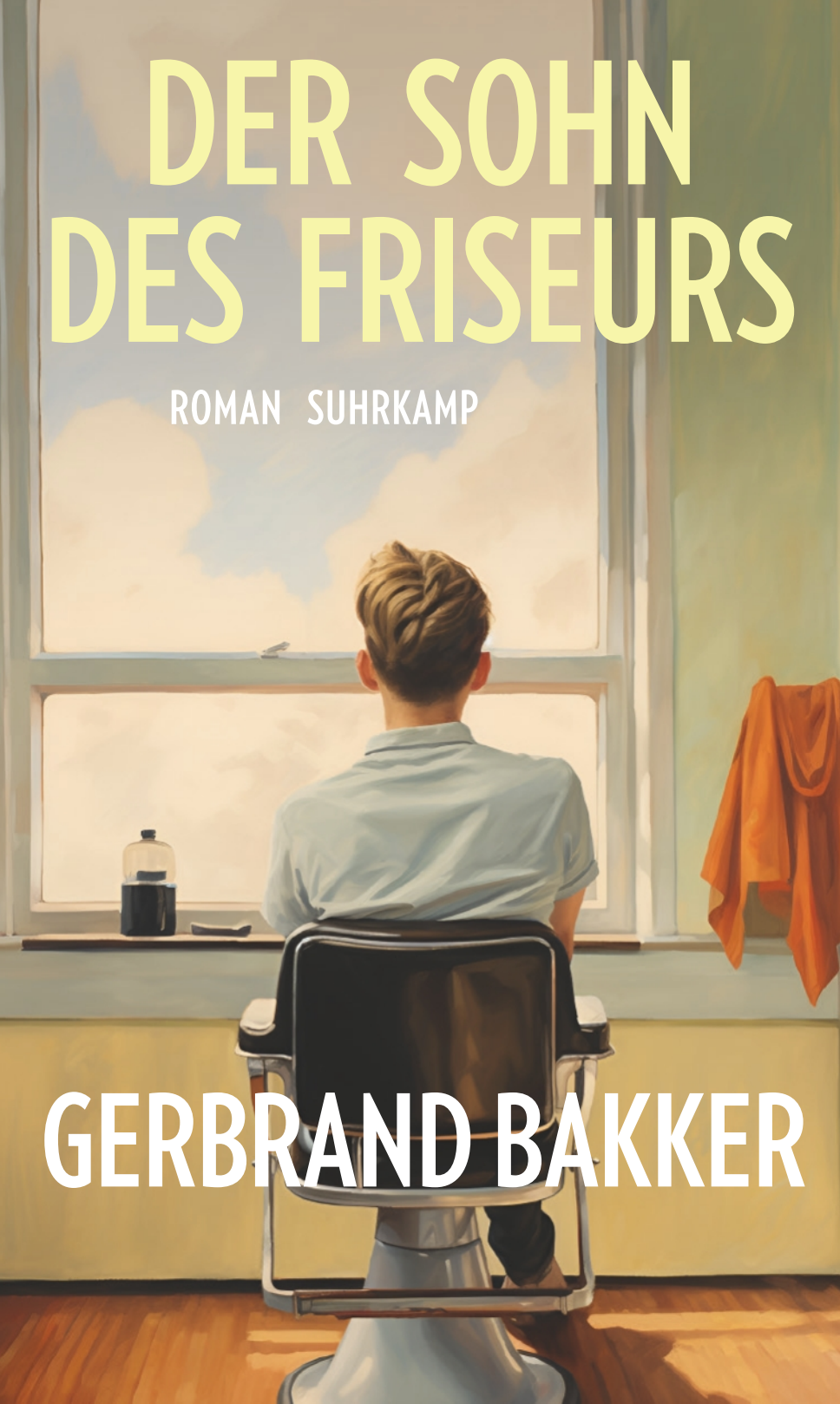


DER SOHN DES FRISEURS

ROMAN SUHRKAMP

GERBRAND BAKKER



SV

Gerbrand Bakker

DER SOHN
DES FRISEURS

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke*

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
De Kapperszoon bei Uitgeverij Cossee, Amsterdam.

Erste Auflage 2024

Deutsche Erstaussgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© 2022 Gerbrand Bakker and Uitgeverij Cossee bv, Amsterdam

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung
eines Motivs von Midjourney

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43158-0

www.suhrkamp.de

DER SOHN
DES FRISEURS

*Ich bin Bärchen Colargol
Ich kann sehr gut singen
Trala do re mi fa sol
Und auch tanzen, ist doch toll*

*Ich erlebe viel
Lache, weine, lerne, spiel
Auf dem Flötenrohr
Blase euch Geschichten vor
Twiettwiet, twiettwiet, twiettwiet*

*Kinder, nun heißt's aufgepasst
Denn jetzt geht es los
Trala do re mi fa sol
Ich bin Bärchen Colargol*

Nach dem Titelsong der niederländischen Kinderserie
Beertje Colargol

ERSTER TEIL

Igor schwimmt. Das heißt, »schwimmt« ist nicht das richtige Wort, er weiß nichts von Brust- oder Kraulschwimmen, offensichtlich ist es niemandem je gelungen, ihm das Schwimmen beizubringen. Er bewegt sich im lauwarmen, flachen Wasser, er watet und scheint immer wieder aufs Neue festzustellen, dass Laufen ohne Wasser viel leichter ist. Er geht in die Hocke, schluckt Chlorwasser, weil er vergisst, den Mund zu schließen, prustet, rülpst, manchmal schreit er. Dann schreit die Frau im knallorangefarbenen Badeanzug zurück. »Igor! Nicht schreien!« Die andere Frau, die im Badeanzug mit Blümchen, mischt sich beschwichtigend ein. »Mund zu, Igor. Wenn du untertauchst, musst du den Mund zumachen.« Die beiden Frauen passen auf, dass niemand ertrinkt.

Noch andere sind im Wasser. Manche können schwimmen, ziehen sogar Bahnen. Eine trägt eine Schwimmbrille, die sie bei jeder Wende abnimmt, trocken zu pusten versucht und wieder aufsetzt. Unbeirrbar schwimmt sie hin und her, alle machen ihr Platz. Alle außer Igor. Igor greift nach ihr, zerrt an ihren Beinen, versucht ihr die Schwimmbrille abzunehmen, vielleicht, weil er glaubt, damit könnte auch er schwimmen. »Igor!«, ruft dann die strenge Frau. »Halt nicht dauernd Melissa fest! Lass sie in Ruhe!« Draußen scheint die Sonne, im Schwimmbad ist es fast genauso hell wie vor den riesigen Fensterscheiben. Es könnte Sommer sein, es könnte Winter sein. Igor hat keine klare Vorstellung davon; wenn er nachher ins Freie kommt, wird er es an der Wärme oder Kälte spüren. An kahlen oder belaubten Bäumen sieht er nicht, welche Jahreszeit es ist. Igor ist der größte Jugendliche in der Gruppe. Ein kräftiger, gut gebauter Junge, fast schon ein Mann. Äußerlich ist ihm nichts anzusehen, man könnte ihm auf der Straße be-

gegen und denken: Mensch, was für ein hübscher Junge. Seine Badehose ist hellblau, sein Haar schwarz, seine Haut bräunlich. Zwei Jungen, die Brüder sein könnten, schlagen ihn mit knackwurstartigen, biegsamen Schwimmhilfen auf den Kopf. Was der eine tut, tut auch der andere, wie bei Zwillingen. Manchmal reagiert Igor darauf, meistens nicht. »Böäh« , sagt er.

»Henny! Aber du kennst doch Henny! Hörst du eigentlich jemals zu, wenn ich was erzähle? Ich glaube nicht, nein. Du hast nie zugehört, dich hat immer nur dein eigener Kram interessiert. Liegt das daran, dass du keinen Vater hattest, nur eine Mutter? Du weißt doch, dass ich jede Woche mit den Behinderten schwimmen gehe! Schon seit Jahren! Nicht, dass es viel einbringen würde, aber deshalb mache ich's ja auch nicht. Das weißt du doch. Und ich mache es nicht allein, das geht gar nicht, dafür sind sie zu viele, und wenn man einen Moment nicht hinsieht, kann einer ertrinken. Ich sagte »schwimmen«, aber das ist es natürlich nicht, sie können überhaupt nicht schwimmen. Sie planschen rum, waten ein bisschen hin und her, nehmen eine Schwimmhilfe und hängen sich dran. Du kennst dieses Becken doch, du bist doch selbst mindestens zweimal die Woche im Schwimmbad. In diesem Becken ist das Wasser einen Meter zwanzig tief. Da drin kann man tatsächlich ersaufen! Deshalb sind wir immer zu zweit, immer. Henny und ich. Und jetzt ist Henny, wie gesagt, verschwunden. Na ja, verschwunden, ich weiß, dass sie auf den Kanaren ist, mit ihrem neuen Freund, einem schwarzarbeitenden Handwerker, so ein Typ mit Goldkettchen, gebräunt, mit kahl rasiertem Schädel und einem abgebrochenen Zahn, den er mit Absicht nicht reparieren lässt. Von einem Tag auf den anderen war sie weg, und jetzt hat sie mir über WhatsApp geschrieben, dass es noch eine Weile dauern kann, bis sie wieder zurück ist. »Ko und ich haben es hier so schön«, schreibt sie. Kein Wort über die Schwimmstunde, kein Wort der Entschuldigung. Jeden Tag genießen sie das Schwimmen im Pool, schreibt sie, und vor dem Essen ein paar Gläser Rosé. Hörst du mir zu? Simon? Hörst du, was ich sage? Dazu ein Foto von zwei Gläsern

Rosé, der Bauarbeiter trinkt also auch Rosé, der hat das Foto bestimmt nicht seinen Kumpels geschickt. Im Meer schwimmen geht nicht, dafür ist es noch ein bisschen zu kalt, schreibt sie. Und dass sie so wundervolle Nächte erleben, aber das will ich gar nicht wissen. Ich hoffe nur, dass sie sich einen neuen Badeanzug gekauft hat; dieses Blümchending, das sie immer trägt, ist nämlich ein schlechter Witz, aber hier macht das nichts, weil nur die Schwachsinnigen und ich es sehen. Entschuldigung, ›Schwachsinnige‹ darf ich nicht sagen. Ich weiß manchmal einfach nicht, wie ich sie nennen soll, aber wir sind ja jetzt unter uns. Egal, hörst du noch zu? Ich brauche dich. Du musst mir helfen. Ich kann bei der Schwimmstunde nicht allein sein, sonst ertrinkt mir noch einer. Und ich weiß genau, dass bei dir sehr oft das Schild mit ›Geschlossen‹ in der Tür hängt. Öfter ›Geschlossen‹ als ›Offen‹. Ja, das weiß ich, ich höre auch so manches, und ich weiß auch, dass auf dem Schild nicht ›Geschlossen‹ und ›Offen‹ steht, aber ich hab keine Lust, am Telefon Französisch zu sprechen. Warum machst du das? Warum arbeitest du nicht den ganzen Tag? Musst du nicht auch Geld verdienen? Eigentlich wäre es mir lieber, du hättest gar keine Zeit, mir aus der Patsche zu helfen, weil du den lieben langen Tag arbeitest. Was sagt eigentlich dein Opa dazu? Hm? Kommen ihm nicht die Tränen, wenn er jedes Mal das Schild mit ›Geschlossen‹ in der Tür hängen sieht? Der arme Mann. Du bist es ihm schuldig, dass du arbeitest. Verstehst du? Aber nein, das tust du nicht, und deshalb bitte ich dich um Hilfe. Du musst mir helfen, hörst du? Sonst bist du schuld, wenn einer von den Schwachsinnigen ertrinkt. Hast du gehört? Du kannst mich nicht hängenlassen! Und sie sind schon zwei Wochen nicht geschwommen, weil es im März immer eine Art Frühjahrspause gibt, und wenn sie danach wieder ins Bad dürfen, sind sie immer ziemlich wild.«

CHEZ JEAN. Das steht auf der großen Schaufensterscheibe. Simons Großvater heißt Jan, deshalb. Großvater Jan frisierte auch Frauen, Simon nicht oder kaum. Er legt keine Dauer- oder Wasserwellen. Er schneidet und rasiert, wobei Rasieren heute im Allgemeinen bedeutet, dass er Bärte stutzt. In einem Friseursalon, der noch genauso aussieht wie in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, als Simons Großvater aus *BARBIER JAN* plötzlich *CHEZ JEAN* machte, weil gleich um die Ecke, und eine Ecke weiter, zwei Bistros mit französischen Namen und Korbflaschen an der Decke eröffnet wurden. Ledergepolsterte Frisierstühle mit verchromten Armlehnen. An sämtlichen Wänden alte Reklameschilder. Auf einem Wandbrett stehen sogar noch mehrere alte Flaschen Birkenhaarwasser (»Säfte der Birken, Kräfte die wirken«), und es gibt einen kleinen Schrank mit der Aufschrift *FRICTION*. Er enthält die Flacons mit Duftlotionen für die »Kopfmassage mit Duft nach Ihrer Wahl«. Alte Düfte, eine alte Tradition, aber Simon bietet die Kopfmassage an, und er hat genug Kunden, die sie wollen, oder besser gesagt: wieder wollen. Man muss so etwas nur anbieten. Nach langer Suche hat er einen französischen Lieferanten gefunden. Das Schild in der Tür sagt nicht *GESCHLOSSEN* oder *OFFEN*, sondern *FERMÉ* oder *OUVERT*.

Sein Großvater kommt einmal im Monat für einen Haarschnitt und eine Rasur. Er ist dann der einzige Kunde, weil Simon sich viel Zeit für ihn nimmt. Jan hat ihm alles hinterlassen, sofern man hier von hinterlassen sprechen kann, schließlich ist er nicht tot. Achtundachtzig ist er und hat wunderbares Haar. Und Simon sorgt dafür, dass er, abgesehen von Augenbrauen und Wimpern, sonst kein Haar im Gesicht hat. Sorgfältig entfernt er Nasen- und Ohrenhaare. Jan sieht tipptopp

aus, er erzählt, dass er sich der Frauen im Seniorenheim kaum erwehren kann. »Zwanzig Jahre jünger, stell dir vor!«, sagt er. Simon glaubt ihm nicht. Aber es stört ihn nicht. Den Rest des Monats sorgt Jan für sich selbst und rasiert sich so gründlich, dass auch auf der schwierigen, schlabbrigen Haut am Hals keine Stoppeln zurückbleiben. Er trägt saubere Sachen, und er legt Wert darauf, immer denselben Duft zu wählen, wenn Simon ihm zum Schluss eine Kopfmassage anbietet. *Muguet* heißt dieser Duft, recht feminin, aber er steht ihm gut. Er selbst hat seinen Kunden früher immer Kopfmassagen angeboten, und er freut sich, dass Simon wieder damit angefangen hat. »Berechne aber auch einen ordentlichen Aufschlag«, sagt er. »So etwas macht sonst kein Friseur mehr.« Daran hält sich Simon auch, am Anfang vor allem, weil er hoffte, dass dann weniger Kunden kämen, aber alle zahlen gern dafür.

Simon bewohnt die beiden Etagen über dem Friseursalon. Alles gehört ihm und ist abbezahlt. Seine erste Maßnahme war, die nichttragende Wand zwischen Küche und Wohnzimmer eigenhändig herauszubrechen. Danach hat er das Haus seiner Großeltern Schritt für Schritt zu seinem Zuhause gemacht. Er muss nicht ganze Tage das Schild mit der *OUVERT*-Seite in der Tür hängen haben. Vermutlich, denkt er manchmal, wäre er nicht hier, wenn sein Vater noch leben würde. Der saß am 27. März 1977 im falschen Flugzeug. Einem falschen Flugzeug, das auf einer falschen Insel verunglückte. So wie Henny war er urplötzlich in Urlaub geflogen. Allein. Das glaubt jedenfalls Simons Mutter. Simon war noch nicht geboren, möglicherweise wusste sein Vater nicht einmal, dass er geboren werden würde. Simon kam am 4. September 1977 zur Welt, und spätestens nach dem Tod seines Vaters war es ihm vorbestimmt, Friseur zu werden. Ihm ist es recht.

Dreimal in der Woche schließt Simon morgens um halb sieben die Tür des Friseursalons hinter sich ab und radelt zum Schwimmbad. Dort schwimmt er von sieben bis acht. Eine Stunde ohne Pause. Im Schwimmbad ist es dann immer ruhig, er zieht seine Bahnen zwischen anderen Schwimmern, die nicht reden. Es ist sehr still, niemand kommt her, um Leute zu treffen und sich zu unterhalten. Das Klatschen von Wasser gegen den Beckenrand, mitunter draußen weit weg ein Radio. Ansonsten wird, manchmal verbissen, geschwommen. Er beachtet niemanden, nur hinterher beim Duschen nickt er den Leuten zu, die er kennt, die immer da sind. Sie nicken zurück. Natürlich sind manche dabei, die er gern betrachtet. Sie wissen nicht, dass er Friseur ist, keiner kommt auf die Idee, sich von ihm die Haare schneiden oder rasieren zu lassen. Er weiß auch von den anderen nicht, was sie beruflich machen, außer vom Bademeister, denn der ist Bademeister.

(In Simons Schlafzimmer hängen Poster von Schwimmern. Alexander Popow, Matt Biondi, Mark Spitz. Er hat sie aus der Wohnung seiner Mutter mitgebracht. Spitz feierte seine Triumphe lange vor Simons Zeit, aber Simon fand ihn sehr anziehend, erst später fiel ihm auf, dass er wie ein Pornostar der Siebziger aussah. Fast nie kommt jemand in sein Schlafzimmer, deshalb hat er die Poster aus seinem Kinderzimmer aufgehängt.)

Heute schwimmt er zum Vergnügen, früher hat er täglich trainiert, im selben Schwimmbad. Er schwamm Wettkämpfe, gewann hin und wieder, stellte aber nach einiger Zeit fest, dass Gewinnen aus irgendeinem Grund nicht zu ihm passte. Er konnte es – nur nicht, wenn er wollte oder musste. Das nützt wenig, wenn man niederländischer Meister werden will oder von Spitzenzeiten träumt, wie Popow sie schwamm. Dem üb-

rigens ein aserbajdschanischer Straßenverkäufer in Moskau ein Messer in den Bauch gerammt hat, kurz nach den Olympischen Spielen 1996. Popow war mit dem Mann in Streit geraten. Fast wäre er gestorben. Ein Messer in diesem Bauch, dem schönsten Bauch, den es im Männerschwimmsport je gegeben hat. Simon hat lange gebraucht, um so schwimmen zu können, wie er es jetzt tut. Jahrelang hat er sich verflucht, hat selbst nicht verstanden, warum er in Chlorwasser sprang, wenn es doch nichts brachte. Heute kann er es, schwimmen um des Schwimmens willen, und er ist froh, dass er nie aufgehört hat.

Er selbst hat nur wenig Haar. Alle zwei Wochen stellt er einen Haarschneider auf Stufe 0,5 ein, und elf Minuten später ist er fertig. Es ist schwierig, viel schwieriger, als jemand anderem die Haare zu schneiden. Bei einem anderen hat man die Spiegelsicht und den echten Kopf. Bei sich hat er nur den Kopf im Spiegel.

»Ich hab einen Film gesehen«, sagt der junge Mann auf dem Stuhl. »Einen Film, in dem viele sterben.«

Simon erwidert eigentlich nie etwas, er lässt die Kunden plaudern. Nur ab und zu sagt er »Hm« oder »Boh«. Er schneidet und rasiert, er massiert den Kopf. Er ist hier nicht als Therapeut angestellt.

»Ein Mann konnte ein letztes Mal mit seiner Frau telefonieren. ›I love you‹, sagte er. ›I love you so much.‹ Find ich völlig unglaublich. Wenn ich wüsste, dass ich sterbe, ich meine, nicht in ein paar Monaten, sondern in einer Minute, da würd ich doch nicht meine Freundin anrufen, um ihr zu sagen, dass ich sie liebe, oder? Dann hätte ich doch ganz andere Sorgen.«

»Hm«, sagt Simon. Er zieht den Kopf des jungen Mannes etwas nach hinten, dieser Kunde ist nicht zum Haarschneiden, sondern zum Bartstutzen hier. Einen von diesen Hipsterbärten hat er. Offenbar können die jungen Männer die nicht selbst trimmen, und offenbar haben sie genug Geld, das von Simon machen zu lassen. Sonst ist niemand da, er kann in aller Ruhe diesen Bart stutzen. Niemand drängt ihn. Gut riecht er, der junge Mann. Das Privileg des Friseurs: Man hält sie auf dem Stuhl gefangen, sie sind einem ausgeliefert. Er streicht mit dem Finger über Adamsäpfel, über Nacken, und sie glauben, dass all das zu seiner Arbeit gehört. Dieser hier wird gleich, wenn der Bart fertig ist, auch eine Kopfmassage wollen, die will er immer. Wohl eher, weil er es mag, die Kopfhaut massiert zu bekommen, vermutet Simon, weniger wegen des Dufts oder der angeblich heilsamen Wirkung der Lotion. Sein Haar ist kräftig und voll, und er ist so überheblich zu glauben, dass das immer so bleiben wird. Vielleicht denkt er an seine Freundin, wenn Simon sich mit seiner Kopfhaut beschäftigt.